

Bremer Literaturpreis 2020

Preisverleihung am 20. Januar 2020, im Bremer Rathaus

Barbara Honigmann: »Georg«

Laudatio auf **Barbara Honigmann**, gehalten von **Dr. Lothar Müller**

Die Leerstelle

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Barbara Honigmann,

In der Literatur haften die Namen nicht immer fest an den Dingen, Orten und Personen, und manchmal reicht ein ganzes Buch nicht aus, um hervorzuziehen, was in ihnen steckt. Nehmen wir zum Beispiel den Namen Georg. Er kommt in der Widmung vor, die Barbara Honigmann ihrem ersten Buch vorangestellt hat: „Dem Andenken an meinen Vater Georg Honigmann (1903-1984).“ Das Buch trägt den Titel „Roman von einem Kinde“, aber es ist kein Roman, es enthält sechs Erzählungen und ist 1986 im Luchterhand Verlag in Darmstadt und Neuwied erschienen. Nichts ist in der Literatur ohne Bedeutung, nicht, wann und wo ein Buch gedruckt wurde und schon gar nicht, wann und wo es geschrieben wurde. Dies war das Buch einer Ausgewanderten. Die Autorin hatte zwei Jahre zuvor die DDR und Ostberlin, wo sie geboren war, verlassen. Es erschien in einem westdeutschen Verlag. Aber sie war nach Frankreich gegangen, nicht nach Paris, an einen der alten Sehnsuchts- und Exilorte der deutschen Literatur, sondern nach Straßburg, kurz hinter der Grenze, nah am Rhein, ins Elsass, in dem deutsche und französische Kultur sich durchdringen. Und wo es ein vitales „quartier juive“ gab und gibt. Aus dem elsässischen Judentum stammten die Vorfahren von Jeanne Weil, der Mutter Marcel Prousts, der wusste, dass in Namen und Ortsnamen mehr steckt, als die Einwohnerämter und Ortsschilder wissen.

Am Ende des Buches „Roman von einem Kinde“ ist die Erzählerin mit dem Fahrrad auf dem Weg zu einem der regelmäßigen Treffen von vier, fünf Frauen, die bei Madame Benhamou die Thora lesen und kommentieren. Auf der „Avenue de la Forêt Noire“, der Schwarzwald-Avenue, fällt der Satz: „Hier bin ich gelandet vom dreifachen Todessprung ohne Netz: vom Osten in den Westen, von Deutschland nach Frankreich und aus der Assimilation mitten in das Thora-Judentum hinein.“ Eine Auswanderung ist eine Lebenszäsur, und die Mauer war 1984 noch nicht gefallen, aber ich denke, wir tun gut daran, das Wort „Todessprung“ nicht allzu wörtlich zu nehmen und eher das Akrobatische aus ihm herauszuhören, die Aufgabe, bei diesem dreifachen Sprung die Balance nicht zu verlieren. Das Schreiben ist in diese Aufgabe eingebunden. Fast alle Erzählungen führen in die DDR zurück. Der Name des Vaters, Georg, kommt in ihnen nicht vor. Aber es ist nicht weit vom Wort „Vater“ zu dem Wort „Eltern“, das in der Erzählung „Wanderung“ in den Debatten der jungen Leute eine so große Rolle spielt, während sie durch die CSSR der bleiernen Jahre nach der Niederschlagung des Prager Frühlings wandern. Ja, man kann sagen, das Hadern mit ihren kommunistischen Eltern ist das hervorstechende Charakteristikum der Protagonisten, der Vorwurf der Blindheit gegenüber der Wirklichkeit des Sozialismus, dem unweigerlich das Entlastungsargument folgt, sie hätten doch im Nationalsozialismus ihr Leben riskiert, seien ins Exil gegangen oder ins Konzentrationslager.

Eine Erzählung in dem Buch, das Barbara Honigmann dem Andenken ihres toten Vaters gewidmet hat, handelt davon, wie der große jüdische Gelehrte Gershom Scholem, der Erforscher der Kabbala, im Jahr 1981, nicht lang vor seinem Tod, in seiner Geburtsstadt Berlin das Grab seiner Eltern und seiner Brüder auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee besucht. In den Augen der Erzählerin, die ihn dabei begleitet, ist er damit aus der Schrift, aus den Titeln seiner Bücher, in ihr Leben getreten: „Dieser Name war nun als Mensch erschienen, als wahre Wirklichkeit, laut redend, berlinernd, ein langer Lulatsch mit abstehenden Ohren, die ganze Mystik in unserem Schaukelstuhl. Er hatte die Reise seines Lebens noch einmal zurückgelegt, noch einmal Berlin-Jerusalem retour.“ Und die Erzählerin, so darf man hinzufügen, gibt sich als eine seiner Leserinnen zu erkennen. Das unterscheidet sie von dem toten Vater, dessen Andenken ihr Buch gewidmet ist.

Die Namen bleiben von den Lebensgeschichten nicht unberührt. Auf dem Weg von Berlin nach Jerusalem ist aus Gerhard Scholem Gershom Scholem geworden. Er war sechs Jahre älter als Georg Honigmann, der nie in Jerusalem war und seinen Namen nie geändert hat.

Aber ob Gerhard oder Georg, die Namen jüdischer Deutscher sind in dieser um 1900 geborenen Generation von Beginn an sprechend. Davon handelt Barbara Honigmanns biographischer Essay „Von meinem Urgroßvater, meinem Großvater, meinem Vater und mir“, der 1999 in dem Band „Damals, dann und danach“ erschienen ist. Der Urgroßvater David Honigmann, der als Kind noch Jiddisch sprach und als Heranwachsender mit der Bibelübersetzung von Moses Mendelssohn Deutsch lernte, Jurist, Generalsekretär der Schlesischen Eisenbahn in Breslau, in seiner Freizeit Autor von Romanen und Novellen, Teilnehmer der Revolution von 1848 und Mitglied in der Deutschen Fortschrittspartei, machte sich in einer Fülle von Streitschriften und Artikeln einen Namen als Vorkämpfer für die gesellschaftliche Gleichstellung der Juden in Preußen. Der Großvater, Davids Sohn Georg Gabriel, Arzt, führte zeitweilig ein Sanatorium in Wiesbaden, verlor im Ersten Weltkrieg seinen erstgeborenen Sohn und musste geraume Zeit warten, ehe er zum Professur für Medizingeschichte an der Universität Gießen ernannt wurde. Ihn beschreibt seine Enkelin als Repräsentanten der Assimilationsenergien des deutschen Judentums, des vollständigen Eintauchens in die deutsche Kultur. Die Namen ließ dieser Prozess nicht unberührt. Nicht selten hießen die Kinder Siegfried oder Heinrich, wie der gefallene Erstgeborene von Georg Gabriel Honigmann. „Mein Vater“, schreibt Barbara Honigmann, „hieß auch Georg, wie sein Vater, und zwar Georg Friedrich Wolfgang. Man sieht schon an diesen Vornamen, dass vom Judentum nichts mehr übrig war, nicht mal ein zweiter oder dritter Vorname. Mein Vater hat das Judentum nicht mehr verlassen müssen, es war ihm sowieso schon ganz entrückt und entfremdet.“

Urgroßvater, Großvater, Vater, Tochter – genealogische Ketten wie diese gibt es im Werk von Barbara Honigmann, aber es gibt sie nicht als erzählerisches Muster. Die für die deutsche Literatur so prägende, im Nacheinander der Generationen voranschreitende Form des Familienromans, die auch für jüdische Autoren und Autorinnen von Georg Hermanns „Jettchen Gebert“ bis zu Gabriele Tergits „Effingers“ attraktiv war, hat sie ausgeschlagen. An die Stelle der Großform Familienroman hat sie ein Geflecht von Suchbildern, Übermalungen und Einzelporträts gesetzt, in dem der Vater, die Mutter, die Großväter und Großmütter immer wieder auftauchen und verschwinden, und immer ist der Einfallswinkel, aus dem heraus sie ins Auge gefasst werden und Gestalt gewinnen, von der eigenen Lebensgeschichte vorgegeben.

„Ein Kapitel aus meinem Leben“ hieß 2004 das Buch, in dem ihre Mutter im Mittelpunkt steht, Litz, die aus Wien stammte und mit Kim Philby verheiratet war, ehe sie Georg Honigmann heiratete, „Eine Liebe aus nichts“ der schmale Band, in dem die Ich-Erzählerin einer Vaterfigur nachspürte, in die viel vom Lebensstoff Georg Honigmanns einging, aber nicht sein Name.

Namenlos blieb auch die Ich-Erzählerin, obwohl viel vom Leben der Autorin Barbara Honigmann in ihr steckte, vom Aufwachsen im Milieu der Kulturaristokratie der jungen DDR bis zur Auswanderung. Wie die Mutterfigur in „Ein Kapitel aus meinem Leben“ blieb auch diese Vaterfigur als ungelöstes Rätsel zurück.

Sie greifen ineinander, die Bücher von Barbara Honigmann, und stehen doch jedes für sich. Ihr Schreiben sei autobiografisch geprägt, kann man über sie lesen, aber es gibt das Autobiographische bei ihr nicht als vorgegebenen Stoff, der abzuarbeiten wäre, es gibt nur das Schreiben als Medium der Menschenerkundung, in dem Gefundenes und Erfundenes sich durchdringen, in dem die Textgestalt des eigenen Ich wie die des Vaters, der Mutter immer wieder auftauchen können und müssen, weil die Rätsel bleiben.

Nun also das Buch „Georg“, mit einer Fotografie des Vaters aus dem Privatarchiv der Autorin auf dem Umschlag und seinem Vornamen im Titel, ohne den Untertitel „Roman“ wie schon beim Buch über die Mutter, beginnend und endend mit dem Auszug des über Sechzigjährigen aus der Wohnung seiner dritten Frau, so weit wie möglich entfernt von der Form einer Biografie, die mit der Geburt beginnt und mit dem Tod endet, eine Collage von Episoden und Erinnerungen. Der Vater heißt in diesem Buch nicht nur Georg. Er heißt auch „Pappi“, und zwar dort, wo der Vater aus seinem Leben erzählt und das Kind, das Barbara Honigmann einmal war, sagt: „Erzähl weiter, Pappi!“. In dieser refrainartig wiederkehrenden Bitte der Tochter steckt eine der Antriebsenergien, aus denen „Georg“ wie viele andere Bücher dieser Autorin hervorgegangen ist.

Familien sind Erzählmaschinen, die unablässig Anekdoten produzieren, und sie können Schweigekartelle sein, in denen das Wichtige ungesagt bleibt, und oft sind sie beides. In Barbara Honigmanns Werk sind von Beginn an die Figuren aus der Elterngeneration, nicht nur die eigenen Eltern, in den Bann einer von ihnen selbst nicht aufhebbaren Asymmetrie des Erinnerns und Erzählens geschlagen. Diese Asymmetrie trägt eine historische Signatur. Wie seine Frau Litzi wurde Georg Honigmann nach dem Machtantritt des Nationalsozialismus zum Exilanten, als überzeugte Kommunisten gingen die Eltern auf Anweisung der Partei aus dem englischen Exil, wo sie sich kennengelernt hatten, nach Ost-Berlin, um am Aufbau des Sozialismus in der DDR mitzuwirken. Sie waren nicht die einzigen Juden unter den Rückkehrern aus westlichen Exilländern, und sie waren einem leicht entflammaren Misstrauen der Kader ausgesetzt, die aus Moskau zurückkehrten, einem Misstrauen, das sich rasch mit antisemitischen Motiven verband, in der DDR wie in der Sowjetunion. Selbstschutz mochte eines der Motive sein für ihr Neigung, das eigene Judentum gegenüber dem universalistischen

politischen Projekt, dem Kommunismus, zu bagatellisieren. Barbara Honigmanns „Georg“ handelt nicht zuletzt von der Unmöglichkeit und Ausweglosigkeit dieser Bagatellisierung, es leuchtet sie aus, sucht nach ihren Bruchstellen, spürt der verkapselten Resignation und Depression nach, die in sie eingehen.

Lebhaft und ausführlich erzählt der Vater, der in Wiesbaden und bei der geliebten Großmutter mütterlicherseits in Darmstadt aufwuchs, von seinen Latein- und Griechischkursen an der Odenwaldschule Paul Gehebs, von seiner Bindung an Hermann Hesse. Einer der Risse, die der erwachsenen Tochter auffallen, ist die Diskrepanz zwischen dem Bildungsbürger, der Georg stets blieb, und den Doktrinen der Partei, die er nie verließ, nachdem er sich ihr einmal im Exil verschrieben hatte, mitgerissen vom Schwung der Kommunisten um seine Frau Litz, über alle Resignation und selbst den erstickten Prager Frühling 1968 hinweg. Einsilbig wird Georg, wenn es um seinen Vater geht oder die Welt, in der er „Schorschel“ hieß, die Welt seiner Verwandten in Breslau, der Heimatstadt seines Vaters, wo er 1926 zwei Semester lang studierte. Als verschattete Nebenfiguren, die in den Erzählungen des Vaters gelegentlich auftauchen, durchziehen sie Barbara Honigmanns Buch, als Familienmitglieder, „von denen nur die Namen blieben“. Was der Vater im Ungefähren verschwimmen lässt, markiert die Tochter: dass die mit diesen Namen verbundenen Lebenskurven meist ins Exil oder nach Theresienstadt führten.

Barbara Honigmann ist 1949 geboren, in dem Jahr, in dem Bundesrepublik und DDR gegründet wurden, ihr Buch „Georg“ ist Jahrzehnte nach dem Untergang der DDR entstanden. Zum „Erzähl weiter, Pappi“-Refrain gibt es darin einen Gegenpol, die von der Tochter in das Buch montierten Zitate zum einen aus den Akten des britischen MI5, der Georg Honigmann überwachte, den deutschen Exilanten mit lebhaften Kontakten zu Kommunisten, und zum anderen aus den Stasi-Akten, aus denen die Tochter etwa von Verhaftungen in den frühen Fünfzigerjahren in der DDR erfährt, die ihr als Kind verborgen blieben. Leicht wäre es für Barbara Honigmann gewesen, ihr Buch in der Rolle der Zeitzeugin zu schreiben, die das verborgene Leben ihrer Eltern recherchiert. Aber wie zum Familienroman wahrt sie zur zeitgeschichtlichen Reportage in eigener Sache Distanz. Die spektakuläre Seite des Nicht-Erzählten, die Nähe ihrer Eltern zur Spionagetätigkeit Kim Philbys, ihre verdeckte Tätigkeit für den sowjetischen Geheimdienst treibt nicht immer weitere Recherchen hervor, sondern die beharrlich wiederkehrende Frage, warum die Eltern so blind waren gegenüber den Verbrechen des Kommunismus und warum sie England, das Gastland, das sie als Exilanten aufnahm, um der Hoffnung auf den Sozialismus willen verrieten, noch als England allein stand gegen Hitler.

Die Aktenauszüge der Geheimdienste, die Zitate aus einem Paris-Feuilleton Georgs, die Schilderung seiner Jahre als Korrespondent der *Vossischen Zeitung* im Düsseldorf der Weimarer Republik, sein Eintauchen in die dortige Bohème, alle diese Elemente der Erzählung holen die Zeit- und Kulturgeschichte ins Buch, lassen sie aber nie das letzte Wort haben. Als Georg in der noch jungen DDR Mitbegründer der Tageszeitung *Berlin am Mittag* wird, später Chefredakteur der *BZ am Abend* und dann Produzent der DEFA-Kurzfilmreihe „Das Stacheltier“, die als Versuchsballon satirischer Stimmungsaufhellung bei der Bevölkerung mit dem Mauerbau platzte, bestimmt nicht die Presse- und Mediengeschichte den Einfallswinkel der Erzählung. Sondern die Erinnerung der Tochter an das in der Kindheit erlebte Defilee der Frauen ihres Vaters: „Mein Vater heiratete immer dreißigjährige Frauen. Er wurde älter, aber seine Frauen blieben immer um dreißig. Die erste, die zweite, die dritte und die vierte Frau. Sie hießen Ruth, Litzy, das war meine Mutter, Gisela und Lieselotte. Mit der letzten Frau bekam er noch ein Kind, als er schon weit über sechzig war, es war wieder eine Tochter, und wieder nannte er diese Tochter Anna, so wie er mich auch schon Anna genannt hatte, zum Andenken an seine geliebte Großmutter Anna Weil, geborene Sander.“

Barbara Honigmann steht auf dem Titel, Anna heißt die Tochter im Buch, wie die Schüsselfigur im Briefroman „Alles, alles Liebe!“, der von den Desillusionierungen der Kinder der Nomenklatura in der Ostberliner Bohème um 1975 handelt, ein Jahr vor der Ausbürgerung Wolf Biermanns, nicht zuletzt der Kinder von Juden, denen ihr Judentum wenig bedeutet, in einem Jahr, in dem die Regierung der DDR die – später aufgehobene – Resolution der UN feiert, in der Israel des Rassismus bezichtigt wird. Dass Georgs Tochter Anna heißt, ist nicht einfach Camouflage, Fiktionalisierung durch Umbenennung oder Versteckspiel mit dem Publikum, dem unbekannt ist, dass „Anna“ als zweiter Name im Pass der Autorin vermerkt ist. Es ist eine leichte Verrückung, Teil der Strategie, die Lebensgeschichte des Vaters im Horizont der Zeitgeschichte, aber in eigener Regie zu erzählen. Jeder, der auch nur ein wenig mit der Künstlerwelt der noch jungen DDR vertraut ist, wird in den vielen Episoden um die Schauspielerin und Sängerin Gisela, mit der Georg eine katastrophal endende Ehe führt, Übereinstimmungen mit dem Leben der auch im Westen berühmten Diva Gisela May erkennen. Der Entzug des Nachnamens hebt ihre Erkennbarkeit nicht auf, er erleichtert aber die Begrenzung der Geschichte von Georg und Gisela auf ihre Rolle in der Welt des „Erzähl weiter, Pappi“. Die Präzision des Blicks auf die Villenkolonien der „Kulturschaffenden“, auf „Die Möwe“, ihr Geselligkeitszentrum in der Innenstadt wie auf die Villenkolonien in Karlshorst oder in Bad Saarow am Scharmützelsee.

Es gibt in diesem Buch kein Fazit, kein abschließendes Urteil der Tochter über das Leben ihres Vaters. Es gibt stattdessen eine Leerstelle, die aus dem entsteht, was man die absteigende Linie der Schrift im Leben des Vaters nennen könnte. Er hat im Alter Biographien über William Randolph Hearst und Alfred Hugenberg geschrieben, den amerikanischen und den deutschen, deutschnationalen Medienkonzernchef, dessen Presse die politische Rechte in der Weimarer Republik stärkte. Sie handelten von Manipulation und Verdummung unter kapitalistischen Bedingungen und enthielten sich aller Fragen nach der Zensur im Sozialismus.

Die Tochter, scharfsichtig für Risse im Lebensgefüge des Vaters, findet in seinem Nachlass die Exzerpte, die er in der Berliner Staatsbibliothek angefertigt hat, während er an seinen ideologiekritischen Biographien schrieb. Georg exzerpierte und kopierte die Plädoyers seines Großvaters für die rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung der Juden in Preußen aus der Breslauer Zeitung. Gibt es hier einen Zusammenhang zu der Treue, die er seinem Namen immer bewahrt hat, der ihn in England als Deutschen und in Deutschland als Juden auswies, dem er aber im Exil weder ein „e“ im Vornamen anfügen noch ein „n“ im Nachnamen nehmen wollte, um ihn zu anglisieren? Das bleibt offen, aber die Exzerpte erscheinen als Spur eines ungeschriebenen Buches. Und der Tochter entgeht nicht, dass der Vater, der langjährige Journalist und Autor, aus den Lebensdokumenten, die er ihr hinterlassen hat, nichts gemacht hat.

Die absteigende Linie der Schrift führt zur Leerstelle der nicht geschriebenen Lebenserinnerungen des Vaters, zu dem Ort, an dem er selbst die Grenzen seiner Antworten auf das kindliche „Erzähl weiter, Pappi“ seiner Tochter hätte überschreiten können. Das Grab Georg Honigmanns ist auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee zu finden, der Weg dahin im Buch „Georg“ beschrieben. Seine Tochter hat dieses Buch in die Leerstelle hineingeschrieben, die er hinterlassen hat, aber gewiss nicht mit der Absicht, sie zu füllen. Manchen Lesern gilt es als Ärgernis, wenn eine Figur nicht auserzählt ist. Barbara Honigmann aber ist für die Kunst zu loben, mit der sie in „Georg“ von ihrem Vater erzählt, ohne ihn auszuerzählen.

Herzlichen Glückwunsch zum Bremer Literaturpreis 2020!

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen
c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen
Fon (0421) 361 4046 · E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de